

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 1

Artikel: Hässlichkeit
Autor: Gerlach, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Funker atmete mühsam und stossweise.
Uns alle hatte das Gehaben des Alten gepackt.
«Jetzt rufen Sie den Namen Ihres Bruders ...
ohne Worte auszustossen, rufen Sie innerlich ...»
«Ich rufe ...»

Der Funker war schweissgebadet.
Plötzlich liess der Professor den völlig wehr-
los Gewordenen los.

«Gehen Sie jetzt an den Apparat. Funken Sie.»
Unser Funker liess sich schweratmend in den
Sessel fallen. Begann wieder zu hämmern ... das
Anrufzeichen der «Angela».

Eine Minute später erhielt er das «Verstanden-
Zeichen» der «Angela».

Kurze Zeit darauf meldete die «Angela»: «Ha-
ben gedreht und halten auf die ‚Geralda‘ zu. Wir
werden sie in zwei Stunden erreichen.»

Bevor noch der neue Tag anbrach, bekamen wir
die Nachricht, dass sämtliche Passagiere der «Ge-
ralda» gerettet werden konnten.

«Zufall», sagte am andern Tag unser dicker
Maschinenchef, der sonst nichts anderes konnte
als auf das Essen schimpfen. «Der Angela-Funker
hat einfach bei der Hitze nicht schlafen können.»

«Unser Funker soll bei seinem Bruder anfra-
gen, warum er nachts aufgestanden ist?» rief der
zweite Offizier.

Kurze Zeit später bekamen wir die Antwort.

«Mein Bruder wurde aus dem Schlaf geweckt.
Das Bild unserer Eltern war heruntergefallen. Ir-
gendetwas trieb ihn, an den Apparat zu gehen.
Dann bekam er meine Notsignale in die Welle.»

*

Und jetzt hatten wir den merkwürdigen Alten
wieder an Bord. Vielleicht würden wir wieder
etwas erleben?

Der Zweite sollte recht behalten. Wir hatten wirk-
lich ein seltsames Erlebnis.

Eines Nachts, ich hatte gerade Dienst, kam der
Professor auf die Brücke.

«Ich möchte sofort den Kapitän sprechen.»

«Bedaure sehr, aber der Kapitän ist schon zu
Bett gegangen», antwortete ich.

«Dann wecken Sie ihn sofort.»

«Ausgeschlossen, den Kapitän kann ich nur bei
Nebel wecken.»

«Dann ändern Sie den Kurs. Ein kleiner Damp-
fer ist nahe an der Küste auf ein Riff gestossen
und sinkt. Hundert Menschen!»

Ich sah auf den Professor. Ohne die Erzählung
unseres Ersten Offiziers hätte ich ihn ohne Zwei-
fel für verrückt gehalten. So eine Kursänderung

ist eine heikle Sache. Achtzehn Feuerungen schluk-
ken unersättlich die teure Kohle, die verlorene
Zeit wäre kaum einzubringen. Unsere Direktion
würde wenig Verständnis haben, wenn wir ihr den
Grund unserer Kursänderung funken.

Ich liess den Kapitän wecken.

Sein Gesicht war merkwürdig anzusehen, als
ihm der Professor seine Bitte vortrug. In der
nächsten Sekunde musste es zu einer Katastrophe
kommen.

«Was kostet eine Stunde Fahrt Ihres Schiffes,
Kapitän?» rief plötzlich der Alte.

«Bei zehn Meilen Fahrt: achtzig Pfund.»

«Hier schreibe ich einen Scheck auf die La
Plata-Bank», rief der Professor. «Es ist mein gan-
zes Vermögen. Ich riskiere es.»

Weniger der Scheck als die bezwingende, sugge-
stive Macht, die der Professor auf den wütenden
Kapitän ausübte, bewirkte, dass dieser die Kurs-
änderung befahl. Drei Stunden dampften wir nach
Westen. Eine geradezu unerhörte Sache, wenn man
die Grösse unseres Schiffes bedenkt.

Um zwei Uhr morgens sichteten wir Raketen-
signale im Westen. Eine Stunde später waren wir
bei dem sinkenden Schiff. Das Heck lag schon
unter Wasser. Der Küstendampfer besass keine
Funkanlage.

Das Merkwürdigste an der Sache war: Der
Sohn des Kapitäns, ein Kaufmann in Bahia, be-
fand sich auf dem gesunkenen Schiff.

Wortlos gab unser Kapitän dem Professor die
Hand.

*

Das sind die Vorgänge, die sich wirklich abge-
spielt haben. Nur die Namen sind geändert.

Hässlichkeit

Von Richard Gerlach

Wieviele Lobpreisungen der Schönheit und Hold-
seligkeit gibt es! Auf dem lieblichen Antlitz des
Engelsbildes lassen wir unsere Augen mit Wohl-
gefallen verweilen, die Mildheit einer vollkomme-
nen Uebereinstimmung von äusserer Bildung und
Seele überträgt sich angenehm auf den Anschauen-
den, die Harmonie einer Stimme beschwingt das
Herz. Bettina Brentano schreibt in ihrem Tage-
buch: «Schönheit ist, wenn der Leib von dem
Geist, den er beherbergt, ganz durchdrungen ist.»
Schiller sagt in einem Aufsatz «Ueber die notwen-

digen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen» vom wahrhaft Schönen: «Die höchste Gesetzmässigkeit muss da sein, aber sie muss als Natur erscheinen.»

Was das Gegenteil der Schönheit, die Hässlichkeit, eigentlich ist, erklären die Dichter nicht. Da wir aber von mehr Hässlichem als Schöнем umgeben sind, lohnt es sich zu fragen, was es damit auf sich hat.

Wer die Natur betrachtet, findet keine schlecht hin hässlichen Formen, und das widrige Gefühl beim Anblick einer Spinne, eines Wurmes, einer Schlange, einer Kröte verliert sich für den, der diese Geschöpfe genauer ansieht. Dann stellt sich heraus, dass ein Spinnenbein nicht ausgeformter erdacht werden kann, als es ist, dass die Windungen des Wurmes sanft an das Erdreich angepasst sind, dass die Schlangenhaut die feinsten Farbabstimmungen zeigt, und dass die Kröte einen Schwermutzblick aus goldenen Augen sendet. Was wir Unkraut nennen, ist doch noch zierlich verzweigt und vollendet in seiner unscheinbaren Bildung.

Der Erfinder des Hässlichen ist der Mensch. In ihm wohnt es als Hass und Verkümmern. Er überträgt Bitterkeit, Gram, Neid und Böseheit auf die Kreatur, die er verdirbt, indem er sie für keinen anderen Zweck bestimmt glaubt, als von ihm ausgenützt zu werden. Wenn er ein Tier sieht, prüft er, ob es sich essen lässt. Der Baum ist ihm etwas, das abgesägt werden muss, um Bretter daraus zu schneiden. Und so wandelt nur noch schlachtabares Vieh um ihn, und wo er die Axt niedersausen lässt, veröden die Wälder.

Das Zerrissene im Menschen nimmt mit der materiellen Beherrschung der Erde zu, und es fällt dem Menschen immer schwerer, in einer zerstörten Umwelt, die er sich aus den Alpträumen eines gemarterten Hirns flickt und zusammenstückelt, glücklich und unbekümmert zu atmen. Die Hässlichkeit nimmt zu in der Welt.

Im Grossen lässt sich das nicht aufhalten; die Massen kommen herauf und wollen ihr Lebensrecht, sie wollen verdienen, irgendwo wohnen und satt werden, und die Seufzer nach der ungestörten Idylle verändern nichts. Immerhin sehnen wir uns oft nach den Gärten, in denen alles sinnvoll blüht und reift, und die Hoffnung jeder Jugend beginnt wieder mit dem gleichen Traum.

Die Hässlichkeit stellt die eigene Verzerrung schamlos zur Schau. Sie behauptet, dass es zum Wesen des Menschen gehöre, sich in Leiden zu

krümmen, Roheiten zuzufügen, beleidigt zu werden und zu beleidigen. Sie geisselt die Empfindungen des Guten und Edlen mit Hohn. Sie hat den scharfen Verstand, das Nichtswürdige und Erbärmliche zu durchschauen. Sie nimmt ihren Platz in einer Wirklichkeit ein, die sie vielleicht verflucht, doch auf die schwachen Schultern zertr.

Allerdings preisen die Menschen die Schönheit, aber nur wie ein zerschlagenes Götterbild, das keiner mehr anbetet. Die Wahrheit hat die Züge der Meduse, der furchtbaren, und die Seelen erstarren. Der holde Schein wird zur Lüge.

Der unfreiwillige Kuppler

Seinen dritten Sohn hatte Lorenzo Lucca, ein angesehener Grosskaufmann in Genua, auf die Sorbonne nach Paris geschickt, damit späterhin ein Mann der Wissenschaft die Familie ziere.

Francesco Lucca hatte die redliche Absicht, den hochstrebenden Wunsch seines Vaters zu erfüllen; vorerst aber war er noch viel zu jung, um es eilig zu haben. Zunächst hielt er Paris, die ihn unfasslich dünkende Stadt, für die wichtigste aller Wissenschaften, und er widmete sich daher diesem realen Studium mit jenem Fleiss, der sogar die Nacht zum Tage macht. Dennoch dauerte es fast drei Monate, bis er Fiammetta Souton sah. Die Pariser Strasse hatte den jungen Italiener in die Allgewalt ihres Zaubers so tief verstrickt, dass er an Theaterbesuche, die doch wohl zu den geistigen Pflichten eines Studenten zählen, kaum gedacht hatte.

Ahnungslos, sogar mit wenig Lust und lediglich um sich Freundeswünschen anzupassen, war Francesco Lucca in die Comédie française geraten. Als er herauskam, trennte er sich sofort unter einem Vorwand von seinen fröhlichen Freunden. Er musste allein sein. Er war nicht mehr Herr über sich selbst. Er hatte Fiammetta Souton gesehen.

Diese Schauspielerin war allerdings auch in einer ganz besonderen Weise geeignet, das Herz eines Italieners in der Fremde zu entzünden. In Fiammetta Souton, der Tochter eines französischen Provinzbankiers und einer italienischen Sängerin, hatten sich zwei Nationen in einer entzückenden Verbindung gemischt. Fiammetta Souton sah aus wie eine jener schwarzhaarigen Römerinnen, welche die grossen Maler der Renaissance verewigt haben, Frauen mit stolzen Augen und ernstem Mund, der